

Schweizerische Architektur – Ethno-Urhütten und Holzstil

ANDREAS HAUSER

Die Technik gilt als Zauberbesen der Moderne, auch im Bereich des Hochbaus. Im 19. Jahrhundert erlebten aber nicht nur bautechnische, sondern auch architekturgeschichtliche Werke einen Boom. Die Entdeckung immer neuer ›Stile‹ hing mit der lawinenartigen Zunahme neuer Bauaufgaben zusammen: Für sie mussten nicht nur organisatorische und konstruktive, sondern auch einprägsame ikonologische Muster gefunden werden. Als Goldmine entpuppten sich diesbezüglich jene mittelalterlichen Bauten, welche Giorgio Vasari einst als barbarisch-gotisch verteufelt hatte:¹ Nördlich der Alpen wirkten sie in mancher Hinsicht identitätsstiftender und funktionaler als antike Bauwerke mit ihren Säulen und ihren flachgeneigten Dächern.

Die Handbuch- und Stil-Kunsthistoriker beurteilten die historische Monumentalarchitektur der Schweiz allerdings als provinziell und überdies als fremdbestimmt, da sie sich an benachbarten Kunstrationen orientiere.² Nur für eine bauliche Spezies wurde der Alpenrepublik die Rolle eines idealen Biotops zugestanden: für den bäuerlichen Holzbau. Auf ihn war man mit Albrecht von Hallers Arkadisierung der Schweizer Alpen und mit Jean-Jacques Rousseaus Lob des Westschweizer Chalets aufmerksam geworden.³ Deshalb bezeichnete man die Miniatur-Bauernhäuser in Landschaftsgärten und in adeligen Muster-
gütern, wie sie im späten 18. und im frühen 19. Jahrhundert entstanden, gerne als ›Schweizerhäuser‹ oder ›Chalets suisses‹.⁴

1 Vasaris – negative – Auffassung von Gotik kommt am Besten im 3. Kapitel seiner Einführung in der Viten-Ausgabe von 1568 zum Ausdruck, wo es um die architektonischen Ordnungen geht. Vgl. Vasari, Giorgio: Einführung in die Künste der Architektur, Bildhauerei und Malerei. Die künstlerischen Techniken der Renaissance als Medien des disegno. Erstmals übers. von Victoria Lorini, hg. v. Matteo Burioni. Berlin 2006, S. 14–15 (Kommentar von Burioni), S. 63–64 (Vasari über die deutsche Baumanier und deren Erfinder, die Goten).

2 Vgl. Hauser, Andreas: Provinzialität als Stärke. Rahns Konstruktion einer anti-elitären Schweizer Kunst, in: Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 69 (2012), S. 241–252.

3 Siehe Anm. 17.

4 Zum Typus des Chalets respektive des Schweizerhauses: Gubler, Jacques: Nationalisme et internationalisme dans l'architecture moderne de la Suisse. Lausanne 1975, S. 24–32; Hauser, Andreas: Ferdinand Stadler (1813–1870). Ein Beitrag zur Geschichte des Historismus in der Schweiz. Zürich 1976, S. 253–260; Gubler, Hans Martin: Ein Berner Bauernhaus für den König von Württemberg, in: Unsere Kunstdenkmäler 30 (1979), S. 380–395; El-Wakil, Leila: Ferme bernoise ou chalet: le



Mit dem Übergang von der Romantik zum bürgerlichen Realismus und mit dem Entstehen von bürgerlicher Vorstadt- und Erholungsarchitektur stieg das Bedürfnis, Genaueres über die originalen Ruralbauten der Schweiz zu wissen: Gefragt waren Bauforschungen vor Ort. Auf systematische Weise nahmen sich dieser Aufgabe erstmals zwei Berner Architekten an, die in Paris – an der École des Beaux-Arts respektive bei Franz Christian Gau – studiert hatten: Adolf von Graffenried (1801–1859) und Ludwig von Stürler (1805–1891). Jener war hauptsächlich als Architekturmaler, dieser als Bauinspektor tätig.⁵ 1844 publizierten sie ein Werk, das aus einem deutsch-französischen Textteil und 32 Tafeln bestand und auf

1 Staffel- oder Sennhütte auf den Alpen bei Grindelwald, Frontispiz mit Titel aus: Graffenried/Stürler, *Architecture Suisse / Schweizerische Architektur*, 1844.

«rustique national» en question à Genève au début du XIXe siècle, in: *Nos monuments d'art et d'histoire* 37 (1986), S. 43–50; Pérouse de Montclos, Jean-Marie: *Le chalet à la Suisse. Fortune d'un modèle vernaculaire*, in: *Architectura. Zeitschrift für Geschichte der Baukunst* 17 (1987), H. 1, S. 76–96; Desarnaulds, Serge (Hg.): *Le Chalet dans tous ces états: la construction de l'imaginaire helvétique*. Chêne-Bougeries 1999; Horisberger, Christina: *Das Schweizer Chalet und seine Rezeption im 19. Jahrhundert. Ein eidgenössischer Beitrag zur Weltarchitektur? Lizentiat Universität Zürich 1999*, Zusammenfassung in: *Kunst + Architektur* 51 (2004), S. 73–74; Von Wietersheim Eskioglu, Karin: *Der Schweizer Stil und die Entwicklung des modernen Schweizer Holzhausbaus*, Diss. ETH Nr. 15542, 2004; Leniaud, Jean-Michel: *Le Chalet suisse. Nostalgie d'un type primordial ou utopie constructive*, in: *Bibliothèque de l'École de Chartres* 163 (2005), S. 197–211; *Die Erfindung der alpinen Architektur*, hg. v. der Internationalen Gesellschaft für historische Alpenforschung, redigiert von Reto Furter u. a. Zürich 2011. Darin besonders: Huwylar, Edwin: *Verkaufsschlager Schweizer Chalet, 18.–20. Jahrhundert*, S. 91–110. Wissenschaftsgeschichtliches findet sich auch im Standardwerk über die schweizerische Ruralarchitektur, in der seit 1965 von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde publizierten Reihe *Die Bauernhäuser der Schweiz*.

⁵ Türlar, Heinrich: Karl Adolf von Graffenried, in: *Schweizerisches Künstlerlexikon*. Bd 1. Frauenfeld 1905, S. 616; Ders.: Gabriel Ludwig Rudolf von Stürler, in: ebd., Bd. 3. Frauenfeld 1913, S. 283.

deutsch folgenden Titel trug: *Schweizerische Architektur oder Auswahl hölzerner Gebäude aus dem Berner Oberland* (Abb. 1).⁶

Die politischen und wirtschaftlichen Konstrukteure der modernen Schweiz wussten die rurale Holzarchitektur zwar durchaus zu schätzen, aber sie wollten nicht, dass man das Land auf ein Reservat von mehr oder weniger edlen Wilden reduziere. Deshalb ist es vielleicht kein Zufall, dass der nächste bedeutende Beitrag zur Bauernhausdokumentation⁷ nicht von einem Schweizer Architekten, sondern von einem deutschen Immigranten stammte: dem am Eidgenössischen Polytechnikum als Lehrer für Baukonstruktionslehre und Baumateriallehre tätigen Ernst Gladbach (1812–1896).⁸ 1868 publizierte er ein Tafelwerk mit dem umständlichen Titel *Der Schweizer Holzstyl in seinen cantonalen und constructiven Verschiedenheiten vergleichend dargestellt mit Holzbauten Deutschlands* (Abb. 10).⁹ Dieser Foliant und spätere Dokumentationen zum gleichen Thema gehören zu den Spitzenwerken «papierener Architektur».¹⁰

Die Berner Architekten und Gladbach entwickelten ganz unterschiedliche Vorstellungen von architektonischer Swissness und gaben ausserdem einem der faszinierendsten Architekturtheoretiker des 19. Jahrhunderts – Gottfried Semper – Anlass zu einem Gastauftritt in der Schweizerhaus-Debatte. Von diesen drei Argumentationskonstrukten ist im Folgenden die Rede.

Schweizerische Architektur: Berner Oberländer Blockbau

Graffenried und Stürler präsentieren eine «Sammlung der anziehendsten hölzernen Gebäude [...] aus den Berner Alpen»,¹¹ die sie «auf öftern Exkursionen [...] mit möglichster Treue [...] aufgenommen»¹² hatten. Die Tafeln enthalten zwar etliche Schaubilder, aber vorherrschend sind Risse und Detaildarstellungen (Abb. 2). Der Text behandelt zunächst die «Konstruktion im Allgemeinen» und die verwendeten Holzarten, dann systematisch die wichtigsten Bauelemente, wobei vom Setzen des Holzes, von Motiven wie der Laube, von struktiven Merkmalen wie dem Vorkragen, von «Zimmer-Geräthen», von geschnitz-

6 Graffenried, Adolf von; Stürler, Ludwig von: *Architecture Suisse, ou Choix de maisons rustiques des alpes du canton de Berne / Schweizerische Architektur oder Auswahl hölzerner Gebäude aus dem Berner Oberland*. Bern 1844. Das Vorwort datiert vom Januar 1843. Im Publikationsjahr 1844 konnte eine zweite Auflage veranstaltet werden: Diese wird in der vorliegenden Arbeit verwendet. Gleichzeitig mit den Berner Architekten dokumentierte Gustav Lahn im Auftrag Ludwig Försters einige »Ländliche Gebäude in verschiedenen Hochgebirgen Deutschlands« für die *Allgemeine Bauzeitung*. Aus der Schweiz wurden ein Haus in Wassen (Uri) und eines in Grindelwand (Bern) sowie Details einiger weiterer Holzbauten vorgestellt (Lahn, Gustav: *Ländliche Gebäude in verschiedenen Hochgebirgen Deutschlands*, in: *Allgemeine Bauzeitung* 8 [1843], S. DLXI). Ich vermute, dass Graffenried und Stürler die Vorlagen lieferten. Die wichtigsten Vorläufer von Graffenried und Stürler waren nicht Architekten, sondern Vedutisten und Trachtenmaler: Sie haben die verschiedenen architektonischen «Trachten» der Schweiz mit grosser Genauigkeit wiedergegeben – allerdings nur in Form von Schaubildern. Vgl. Huwyler 2011 (wie Anm. 4), S. 92.

7 Eher zur Gattung des – theoretisch wenig ambitiösen – Vorlagenwerks gehören zwei auf Graffenried/Stürler folgende Werke: Hochstetter, Jakob (Professor am Polytechnikum in Karlsruhe): *Holzbauten des Berner Oberlandes* (Fragment eines nicht realisierten Grosswerks über *Schweizerische Architektur*; nicht eingesehen); *L'architecture pittoresque en Suisse ou choix de constructions rustiques prises dans toutes les parties de la Suisse*, mit einem anonymen, wohl von Viollet-le-Ducs Sohn verfassten Vorwort und Tafeln von Amédé und Eugène Varin, Paris 1861. Zur Publikation der Varin: Leniaud 2005 (wie Anm. 4).

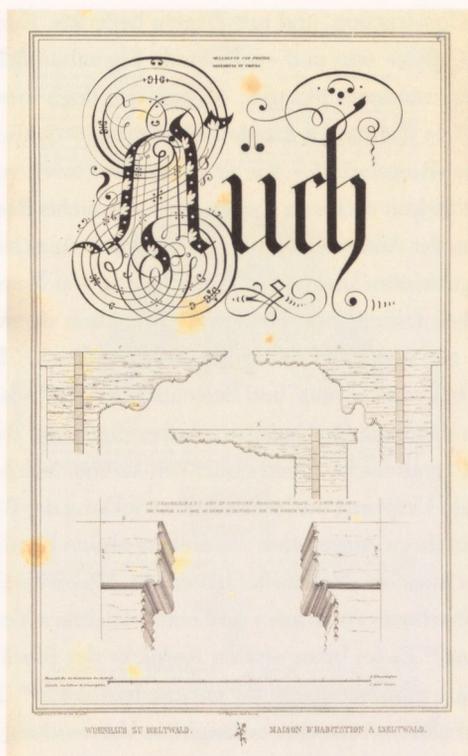
8 Lehmann, W[ilhelm] L[udwig]: Professor Ernst Gladbach (Neujahrsblatt der Kunstgesellschaft in Zürich für 1898). Zürich 1897.

9 Gladbach, Ernst Georg: *Der Schweizer Holzstyl in seinen cantonalen und constructiven Verschiedenheiten vergleichend dargestellt mit Holzbauten Deutschlands*. Darmstadt 1868.

10 Zu Gladbach und seinem Werk vgl. den Beitrag von Knut Stegmann in der vorliegenden Publikation.

11 Buchanzeige des Kommissionsverlegers J. J. Burgdorfer, in: *Literatur- und Anzeigebblatt für das Baufach*. Beilage zur *Allgemeinen Bauzeitung* 2 (1843), H. 6, S. 101.

12 Bericht über die hölzernen Gebäude im Berner Oberland, von den Herren Graffenried und Stürler, Architekten in Bern, in: *Verhandlungen der Gesellschaft Schweizerischer Ingenieure und Architekten* (1845), H. 1, S. 29–32, hier S. 32.



ten und gemalten Ornamenten sowie von Inschriften die Rede ist. Den Abschluss bilden kurze Passagen über Gartenanlagen, Speicher und «Scheuerwerk».

Ganz am Beginn des Textes erklären die Autoren, weshalb sie von «Architectur» sprechen, wo es doch nicht um «grössere steinerne Konstruktionen», sondern bloss um «bescheidene hölzerne Wohnungen» gehe. Der Ehrentitel sei deshalb gerechtfertigt, weil die Bauart der Holzhäuser eine «ganz eigenthümliche, aus Denkweise, Sitten und Bedürfnissen des Volkes hervorgegangene, mit dem Klima und dem Charakter des Landes harmonierende» sei. Von den «städtischen Wohnhäusern in der Schweiz» könne man dies nicht sagen – «in Hinsicht auf eigenthümlichen Werth und Charakter» könnten sich diese «keineswegs [...] mit denjenigen der Gebirgsbewohner messen». ¹³ Das Gütesiegel «schweizerisch» käme ihnen nicht zu; nur Holzbauten ländlicher Regionen würden es verdienen. Wobei es zu differenzieren gelte. Die schweizerischste «Schweizer Architectur» findet sich nach Meinung der Autoren im Kanton Bern, genauer: im Berner Oberland, und noch präziser: an den Ufern des Brienersees, in Meiringen und in Grindelwald. Kennzeichnend für diese Bauten sei die Blockbauweise und eine reich entwickelte Ornamentik. Das Werk dokumentiert auch einige Bauten aus dem Simmental. Hierbei handle es sich um keine reinen Blockbauten: «Die Hölzer werden nur in den Hauptverbindungen des Hauses, bei den Schwellen, übereinander gelegt, in den Ecken die Ständer angewandt, welche mit den hervorragenden Schwellenköpfen durch kleine geschnitzte «Käpfer» in einige Harmonie gesetzt werden; die Ornamente sind seltener angebracht und auch die Dachungen oft

2 «Wohnhaus zu Iseltwald / Maison d'habitation à Iseltwald», Taf. V aus: Graffenried/Stürler, *Architecture Suisse / Schweizerische Architektur*, 1844.

Die Abb. zeigt Details zu Buchstaben der Inschrift, Tragbalken unter dem Vorscher des Daches, Balken- und Schwellenköpfen.

¹³ Graffenried/Stürler 1844 (wie Anm.6), S. 3.

von gewöhnlicher Construction, und mit Ziegeln bedeckt». Kurz: Die Simmenthaler Häuser mögen zwar von «bedeutender Grösse» sein und «auffallende Eigenthümlichkeiten» aufweisen, aber sie sind architektonische Schweizer minderen Ranges, stehen sie doch bereits am «Uebergang zur gewöhnlichen Holzconstruction».¹⁴ Je flacher die Landschaft, desto gewöhnlicher und flacher wird die Holzarchitektur. Am Ende stehen die «Riegelwände», wie sie in der Ostschweiz vorherrschen. Sie haben in einem Werk über schweizerische Architektur nichts zu suchen, weil sie «nichts Besonderes» darbieten¹⁵ und weil sie sich – so könnte man im Sinn der Autoren formulieren – mit dem «unschweizerischen» Stein verbündet haben.¹⁶

In solchen Argumenten kommt die Fusionierung von Rousseaus Sicht des Schweizer Chalets als Zufluchtsort naturnahen Lebens und Hallers Konstruktion der Alpen als freiheitliche, gesittete und sozial intakte Gegenwelt zur verkommenen Stadt zum Ausdruck.¹⁷ Es spielt aber auch die romantische Sicht vom Wald als Symbol von Gemüts- und Seelentiefe herein¹⁸ – und indirekt die christliche Ikonografie der Geburt Christi, wo das Holz für Organisch-Lebendiges und Bescheidenes, der Stein für heidnische Seelenverhärtung und tyrannische Überheblichkeit stehen. Solche Denkmuster prägen auch Graffenried/Stürlers Theorie vom Ursprung und von der Entwicklung des Berner Oberländer Blockhauses. Die Wiege dieses Bautyps ist in ihren Augen eine waldreiche alpine Landschaft am Fuss gewaltiger Berge. Fern der Städte und ihrer technischen Hilfsmittel hätten die Alpenbewohner, so stellen sie sich vor, jenes Material benutzt, das «im Überfluss» vorhanden und einer «leichtern Verarbeitung und Anwendung fähig» war als der Stein: die Tanne.¹⁹ Es sei beim «ersten Anblick» der Blockbauten klar, dass sie «ursprünglich durch über einander gelegte rohe Baumstämme entstanden» seien.²⁰ Die Formulierung suggeriert einerseits eine Spontangeburt und andererseits eine anfängliche Verwendung unbehauener Stämme.

Die urtümliche Rundholz-Bauweise sei noch jetzt «in den höheren Gebirgsgegenden» erhalten, in Form nicht von Wohnhäusern, sondern von «Staffel- oder Sennhütten».²¹ Das Bild eines solchen Ur-Chalets ziert das Frontispiz (**Abb. 1**). Die Darstellung des prostylos-artigen Kleinbaus ist einer Textvignette Villeneuves und Engelmanns von 1823 aus den *Lettres sur la Suisse* entnommen, die den Titel *Chalet de Mettlen* trägt (**Abb. 7**).²² Der Entwerfer des Frontispizes hat die Touristen, die auf dem Originalblatt an

14 Ebd., S. 7.

15 Ebd.

16 Das Vorwort (ebd., S. 3) schliessen Graffenried und Stürler mit der Bemerkung ab, dass ein Erfolg der Publikation sie ermuntern würde, «auch von den übrigen Theilen der Schweiz eine Auswahl ländlicher Gebäude als Fortsetzung herauszugeben», wovon sie «bereits interessante Zeichnungen» besässen. In diesem geplanten Werk wären wohl vor allem inner-schweizerische Holzbauten präsentiert worden (vgl. Anm. 6).

17 In Rousseaus Bestseller *Julie ou la Nouvelle Héloïse*, erstmals publiziert 1761 unter dem Titel *Lettres de deux amans habitans d'une petite ville au pied des Alpes*, bieten die Sennhütten (chalets) «der Liebe und dem Vergnügen, den Freunden des schlichten Landlebens, Schutz» (1. Teil, Brief 36). Für Graffenried/Stürler ist Hallers Alpen-Sicht wichtiger. Das berühmte Gedicht *Die Alpen* erschien 1732 als Teil der Gedichtsammlung *Versuch schweizerischer Gedichte* (Haller, Albrecht von: Versuch schweizerischer Gedichte. Bern 1732), und separat 1773 in einer erweiterten und illustrierten Prachtausgabe (Haller, Albrecht von: Gedicht von der Schönheit und dem Nutzen der Schweizerischen Alpen / Oder sur les Alpes. Hg. v. David Herrliberger. Bern 1773). Zu Haller: Gerber-Visser, Gerrendina; Stuber, Martin: Brachliegende Ressourcen in Arkadien. Das Berner Oberland aus der Sicht Albrecht von Hallers und der Oekonomischen Gesellschaft Bern, in: Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft in Bern 66 (2009), S. 61–83, dort weitere Literatur.

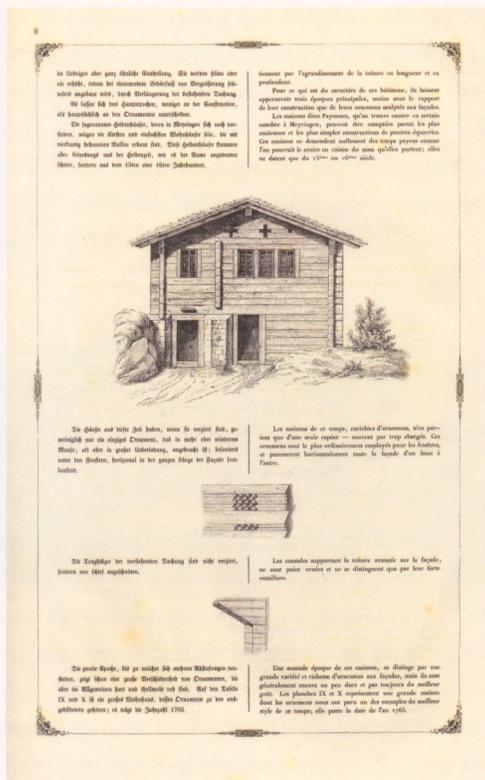
18 Zum neuzeitlichen Mythos vom deutschen Wald: Lehmann, Albrecht; Schriewer, Klaus (Hg.): Der Wald – Ein deutscher Mythos? Perspektiven eines Kulturthemas. Berlin/Hamburg 2000; Breymayer, Ursula; Ulrich, Bernd (Hg.): Unter Bäumen. Die Deutschen und ihr Wald. Dresden 2011.

19 Graffenried/Stürler 1844 (wie Anm. 6), S. 4. Zu den verwendeten Holzarten vgl. ebd., S. 8.

20 Ebd., S. 5.

21 Ebd., S. 5 und 17.

22 Sazerac, Hilaire Léon; Engelmann, Godefroi: *Lettres sur la Suisse. Accompagnées de vues dessinées d'après nature et lithographiées par M. [Jules Louis Frédéric] Villeneuve*. 2 Bde (Tafeln und Text). Paris 1823–32, hier Bd. 2, Teil 1: Oberland Bernois, 1823, S. 52. Zur Lithografie von Villeneuve/Engelmann: Horisberger 2004 (wie Anm. 4), S. 73.



einem weiss gedeckten Tisch sitzen, weggelassen und das Häuschen in eine grandiose Bergkulisse versetzt. Das Ganze nimmt sich wie die Illustration einer Textpassage aus, in welcher der Zusammenklang der «Schweizer Architectur» mit der alpinen Natur besungen wird: «Wie angenehm harmonieren [die] verschiedenen Farbtöne des Holzes [...] mit dem Grün der Wiesen und Wälder, dem Blau der Seen und dem Glanze der Gletscher. Wie aus dem Boden gewachsen sind diese Wohnungen [...]»²³

Bei den Wohnbauten habe sich die urtümliche Bauweise mit rohen Rundstämmen nicht erhalten; diese seien – so die These der Autoren – schon vor langer Zeit durch halbrunde und diese wiederum durch Vierkanthölzer ersetzt worden. Zu seiner voll entwickelten Form habe das Berner Oberländerhaus erst vom 15. bis zum 18. Jahrhundert gefunden. Es liessen sich dabei «drei Hauptepochen, weniger an der Konstruktion, als hauptsächlich an den Ornamenten unterscheiden».²⁴ Die ältesten mit «vierkantig behauenen Balken erbauten» Wohnhäuser stammten aus dem 15. und 16. Jahrhundert; die «Traghölzer der vorstehenden Dachungen» seien nicht verziert, sondern nur schief geschnitten;²⁵ das einzige Ornament bestehe aus «abgerundeten, kleinen Zahnschnitten in horizontalen Einschnitten».²⁶ Von diesem als «Heidenhäuser» bekannten Typus hätten sich in Meiringen einige Exemplare erhalten (**Abb.3**). Die zweite

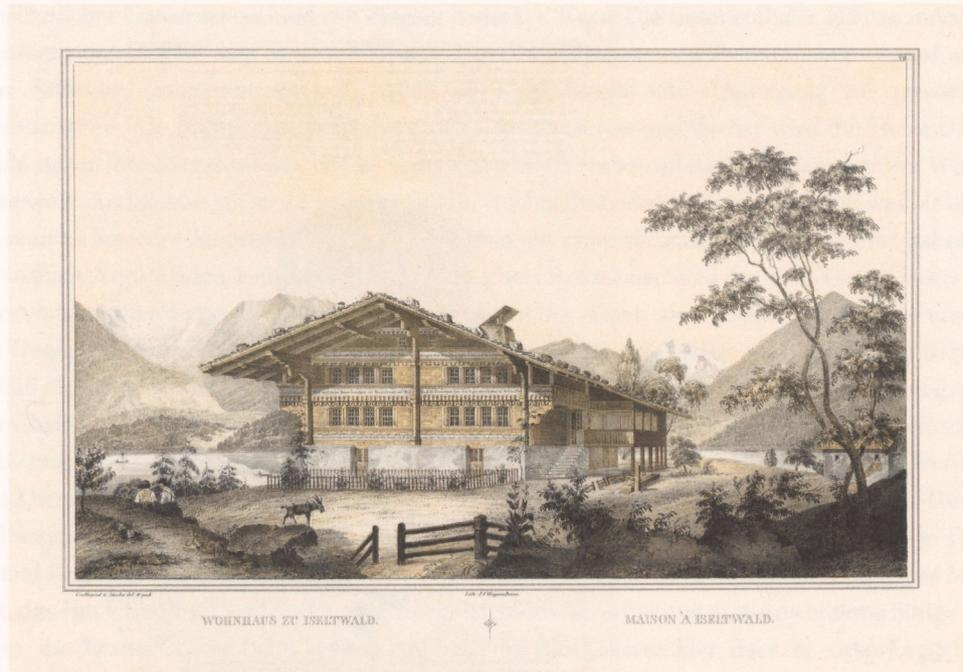
3 Heidenhaus in Meiringen, S. 6 aus: Graffenried/Stürler, Architecture Suisse / Schweizerische Architektur, 1844.

23 Graffenried/Stürler 1844 (wie Anm. 6), S. 4.

24 Ebd., S. 6.

25 Ebd.

26 Bericht SIA 1845 (wie Anm. 12), S. 29.



4 «Wohnhaus zu Iseltwald /
Maison à Iseltwald», Taf. VIII aus:
Graffenried/Stürler, *Architecture
Suisse / Schweizerische
Architektur*, 1844.

Epoche falle ungefähr in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts und weise «viele verschiedenartige, aber meist rohe und harte Ornamente» auf; die dritte betreffe «die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts», und sei «am meisten ausgebildet».²⁷ Von dieser letzten Epoche verdiene ein 1794 datiertes Haus in Iseltwald «als eines der reinsten und gefälligsten bezeichnet zu werden».²⁸ Ein farbiges Schaubild von diesem eröffnet den Tafelteil (**Abb. 4**).

Auf diesen Höhepunkt folgt nach Überzeugung der Autoren auch schon der Niedergang. Seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts würden bestehende Bauten nicht mehr gepflegt oder vereinfacht, neue in weiss übertünchtem Stein gebaut. «Selbst Zimmerleute, die mit dieser Bauart und ihren Verzierungen vertraut sind, werden immer seltener; ein neueres Gesetz schreibt statt Schindeln eine Bedachung von Ziegeln oder Schiefern vor, und der durch eine neue bedeutende Ausfuhr so sehr erhöhte Preis des Holzes wird dieser Bauart vollends den letzten Stoss geben».²⁹ In der Vorstellung der Autoren war dies eine Verarmung nicht nur in ästhetischer, sondern auch in sozialer Hinsicht. Der «einheimische Landmann» konnte sich nämlich ohne grosse Kosten ein Schweizerhaus bauen: Das Holz bezog er aus den Gemeindeforesten oder von Bekannten, beim Transport des Baumaterials waren «weniger vermögliche Nachbarn [...] behülflich» und die Lohnkosten waren niedrig. Für die Patrizier Graffenried und Stürler sind die Verursacher von Naturferne und Entfremdung also nicht die adelig-höfischen Oberschichten, sondern die

²⁷ Ebd.

²⁸ Graffenried/Stürler 1844 (wie Anm. 6), S. 7.

²⁹ Ebd., S. 3. Vgl. auch ebd., S. 10, Anm.: Das Gesetz datiere vom 11.12. 828, am 17.11.1835 sei es verschärft worden. «Das Bergdorf Fruttigen, das, ganz von hölzerner Bauart, vor einigen Jahren abbrannte, wurde auf Befehl der Regierung in Stein neu aufgebaut, und steht jetzt mit seinen weiss und grau übertünchten, glatten, gemauerten Façaden in moderner Flachheit da.»

Liberalen – diesbezüglich stehen sie dem Mittelalter-Nostalgiker Augustus Welby Pugin näher als dem Naturverehrer Jean-Jacques Rousseau.

Mit ihrem Werk über hölzerne Ruralarchitektur wollten die Autoren «zur Erhaltung dieser Bauart etwas beitragen, und die Aufmerksamkeit des Publikums auf dieselbe lenken».³⁰ Zweitens sollten die Künstler und Gutsbesitzer Vorlagen für «vielfache Anwendung und Veredlung der im Auslande so beliebten Schweizerhäuser» erhalten. Und endlich sollte den Schweiz-Reisenden «eine angenehme und nützliche Rückerinnerung unserer Hochgebirge» geliefert werden.³¹

Urhütte, Schweizerhaus und karibische Bambushütte

Graffenried und Stürlers These, in schmucklosen Block-Kleinbauten habe die Urform des Chalets überlebt, gehört in die Tradition des Urhütten-Diskurses.³² Begründet hat diesen bekanntlich Vitruv. Nach der Erfindung von Feuer und Sprache hätten die Menschen, die bislang wie wilde Tiere in Wäldern, Höhlen und Hainen Zuflucht gesucht hätten, Unterkünfte zu bauen begonnen, in Form von Laubhütten, künstlichen Höhlen oder schwalbennestartigen Gehäusen aus Lehm und Reisig. Durch Nachahmung der Anderen und eigenes Nachdenken hätten sie die Bauten immerzu verbessert. Sie hätten Gabelhölzer aufgestellt, Zweige dazwischen geschoben und diese mit Lehm bedeckt. Andere hätten aus luftgetrockneten Lehmklumpen Mauern aufgeschichtet, diese durch Holz verbunden und das Ganze mit Schilf und Laub bedeckt. Da diese Bedachungen dem Regen nicht standgehalten hätten, hätten sie Giebel konstruiert, die schrägen Dächer mit Lehm bedeckt und das Regenwasser mittels Traufen abgeleitet.³³ An anderer Stelle schreibt Vitruv, das Gebälk des Tempels sei die versteinerte Form von Zimmerkonstruktionen.³⁴

Nach der Neuentdeckung Vitruvs im 15. Jahrhundert entwickelten die Architekturtheoretiker das Urhütten- und das Materialwechsel-Motiv weiter, bis Abbé Marc-Antoine Laugier (1713–1769) sie in den 1750er Jahren zur These verschmolz, der Urahne des Tempels – gleichsam der architektonische Adam – sei eine urtümliche Eckpfostenhütte mit Satteldach (**Abb. 5**).³⁵ Wie bei seinem Altersgenossen Rousseau verbindet sich bei Laugier die Flucht ins Pastorale mit revolutionärer Zukunftsvision – in seinem Fall mit derjenigen von einer Skelett- und Rasterarchitektur, in der sich Gotik und Klassik verbinden.

Als man im 19. Jahrhundert akzeptierte, dass das Sich-Behausen-Müssen zur «condition humaine» gehöre, mutierte die Urhüttenpekulation zu einer Suche nach realen Primitivbauweisen, vergangenen oder noch existierenden. Ein berühmtes Beispiel dafür ist das urgeschichtliche Konstrukt von «Pfahlbauten», der wohl erfolgreichste geisteswissenschaftliche Exportartikel der Schweiz des 19. Jahrhunderts.³⁶

30 Ebd., S. 3.

31 Buchanzeige 1843 (wie Anm. 11).

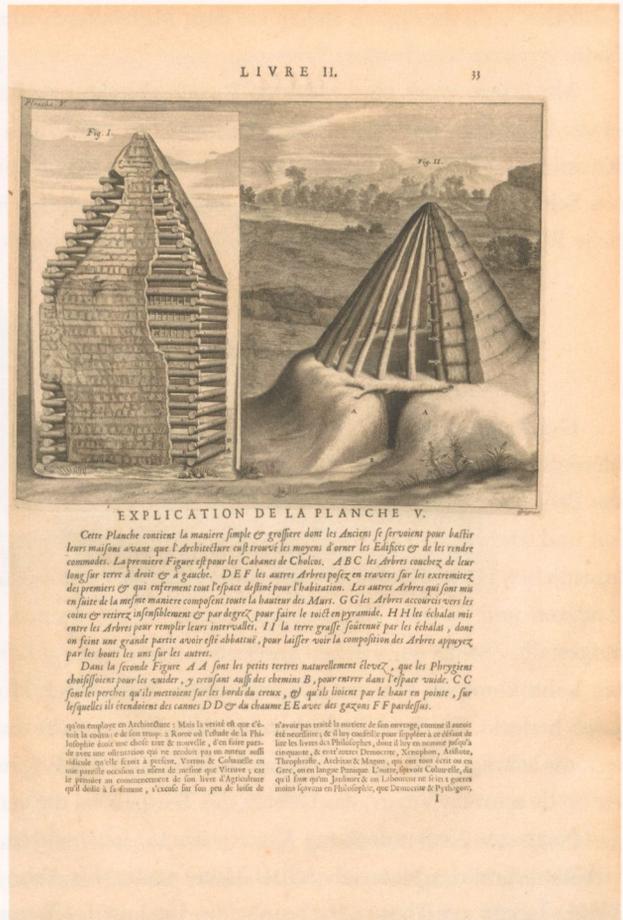
32 Zum Urhütten-Motiv: Gaus, Joachim: Die Urhütte. Über ein Modell in der Baukunst und ein Motiv in der bildenden Kunst, in: Wallraf-Richartz-Jahrbuch 33 (1971), S. 7–63; Rykwert, Joseph: On Adam's House in Paradise: The Idea of the Primitive Hut in Architectural History. New York/Chicago 1972; Germann, Georg: Höhle und Hütte, in: Jagen und Sammeln. Festschrift für Hans-Georg Bandi (Jahrbuch des Bernischen Historischen Museums, 1983–84). Bern 1985, S. 121–130.

33 Fensterbusch, Curt (Hg.): Vitruvii De architectura libri decem / Vitruv. Zehn Bücher über Architektur. 1. Aufl. Darmstadt 1964, Buch II, Kap. 1, 1–3 (im Folgenden zitiert als Vitruv II 1, 1–3).

34 Vitruv IV 2, 2.

35 Essai sur l'architecture. Paris 1753 (anonym; 2. Aufl. 1755 unter dem Namen Marc-Antoine Laugier). Das Standardwerk über Laugier: Hermann, Wolfgang: Laugier and Eighteenth Century French Theory. London 1962.

36 Pfahlbaufieber. Von Antiquaren, Pfahlbaufischern, Altertümerhändlern und Pfahlbaumythen. Beiträge zu «150 Jahre Pfahlbauforschung in der Schweiz» (Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Bd. 71). Zürich 2004, dort weitere Literatur.



5 Urhütte mit Personifikation der Architektur, Frontispiz aus: Laugier, Essai sur l'architecture, 1755.

6 Hütten der Kolcher (links) und der Phrygier (rechts), Taf. V aus: Perrault, Vitruv-Edition, Buch II, 2. Aufl. 1684.

Als der Zürcher Antiquar Ferdinand Keller Pfahlstümpfe im ufernahen Seegrund als Reste von Pfahlbauten interpretierte, verwies er auf das Bild eines aktuellen Pfahlbaudorfes in West-Neuguinea.³⁷ Dass in Bauten von «Primitiven» urtümliche Bauweisen in die Gegenwart überlebt hätten, postulierte schon Vitruv. Die im waldreichen Pontus (im Osten des Schwarzen Meers) beheimateten Kolcher, berichtet er, würden aus gestrickten Rundhölzern Hütten mit Pyramidendächern errichten (Abb. 6).³⁸ Walter Ryff merkte 1548 in seinem *Vitruvius Teutsch* zu dieser Passage an, dass im Schweizer Gebirge, im Schwarzwald und im Königreich Schweden die Häuser «noch diser Zeit gantz und gar auff solche alte weiss und manier erbawen» seien und dass solche «Plochheuser» zwar fest, beständig und warm, aber «nit schöner gestalt»

37 Vedute des Pfahlbaudorfes Kouaoui in West-Neuguinea (heute Indonesien), gezeichnet 1827 von Louis Antoine de Sainson, publiziert im Tafelband von J. Dumont d'Urville: *Voyage de la Corvette l'Astrolabe* [...]. Paris 1830–37. Die Vorstellung von einer Plattform dürfte Keller von Herodot übernommen haben. Vgl. Kaufmann, Christian: *Völkerkundliche Anregungen zur Interpretation der Pfahlbaufunde*, in: *Archäologie der Schweiz* 2 (1979), S. 12–19. In der Begründung der Pfahlbauhese verweist Keller auch auf Fischerhütten in der Limmat. Möglicherweise hat er dabei an die Fischerhütten gedacht, die in Jos Murers Vogelschauplan von Zürich von 1576 sichtbar sind.

38 Vitruv II 1, 4.



seien.³⁹ An diese vitruvianische Überlieferung schlossen Graffenried und Stürler mit ihrer Ursprungstheorie des Berner Blockhauses (**Abb. 7**) an, wobei sie Ryffs negative ästhetische Wertung ins Positive zu wenden versuchten.

Obwohl von eher anekdotischem Charakter, hat ihre These Eingang in ein bedeutendes architekturtheoretisches Werk gefunden: in Gottfried Sempers (1803–1879) *Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten, oder praktische Ästhetik*. Im «achten Hauptstück», das von den technisch-historischen Aspekten der Tektonik handelt, ist in zwei aufeinanderfolgenden Paragraphen vom «Fachwerk des südöstlichen Deutschlands» und vom «Blockverband» respektive vom «Schweizerhaus» die Rede.⁴⁰ Wie schon die Abfolge der Kapitel suggeriert, sieht Semper das Verhältnis der Konstruktionstypen anders als die Berner: Das «Vorrecht der Ursprünglichkeit» gebühre nicht dem Block-, sondern dem Fachwerkbau. Während sich die städtischen Fachwerkbauten Deutschlands und Frankreichs gotischen Einflüssen nicht hätten entziehen können,⁴¹ sei in den tirolischen und steirischen Landhäusern nichts von solchen zu finden: In ihnen lebten spätrömische (romanische), ja wohl gar gräkoitalische Traditionen fort (**Abb. 8**).⁴² Diese manifestierten sich in den flachen, weit vorspringenden Giebeldächern, in der «Fettenkonstruktion» derselben, in den umlaufenden Balkonen, in der Mischung von Holz und Stein und im «daran hervortretenden Prinzip der Bekleidung» (Holz-

7 «Chalet de Mettlen», S. 52 aus: Sazerac/Engelmann/Villeneuve, *Lettres sur la Suisse*, Bd. 2, Teil 1, 1823.

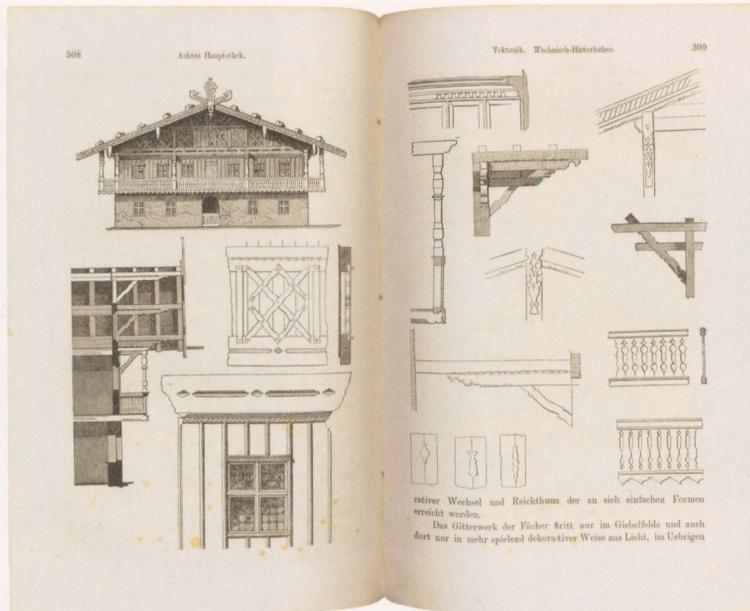
Die Lithografie von Gottfried Engelmann nach einer Zeichnung von Louis [Jules Frédéric] Villeneuve zeigt eine Sennhütte in Rundholz-Blockbauweise als überlebende Urform des Berner Oberländer Holzhauses.

39 Ryff, Walther: *Vitruvius Teutsch*, Nürnberg 1548, fol. 62 v (Text) und 63 r (Abb. mit Legende).

40 Semper, Gottfried: *Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten, oder praktische Aesthetik*. Ein Handbuch für Techniker, Künstler und Kunstfreunde, Bd. 2: Keramik, Tektonik, Stereotomie, Metallotechnik für sich betrachtet und in Beziehung zur Baukunst. München 1863 (hier verwendet: Nachdruck. Hg. v. Friedrich Piel. Mittenwald 1977), S. 306–316 (§ 152: Das Fachwerk des südöstlichen Deutschlands; § 153: Der Blockbau. Das Schweizerhaus).

41 Ebd., S. 300–306.

42 Ebd., S. 307.



8 «Bayrisch-Tyroler Haus»,
S. 308–309 aus: Semper,
Der Stil, Bd. 2, 1863.

verschalungen).⁴³ Einwanderer hätten diese komplexe Bauweise einst mitgebracht; in den «nadelholzreichen Gebirgsstrichen» seien die Siedler aber aus rein technischen Erwägungen zur struktiv einfacheren Blockbauweise übergegangen.⁴⁴ Dass Kolonisten trotz Beherrschung höherer Bauweisen auf eine primitive Technik regredierten, könne man an einem Phänomen der Gegenwart ersehen: Verschlage es «die Söhne des übercivilisirten Europa's [...] in die Urwälder Amerika's», bauten sie «ebenfalls im Blockstil».⁴⁵

Das Lob des Fachwerkbaus dürfte die Ostschweizer und insbesondere die Zürcher erfreut haben: Semper behandelt ihre Riegelhäuser im Kontext jener süddeutschen Fachwerkhäuser, deren «Gesamterscheinung [...] den gräkoitalischen Typus» zeige.⁴⁶ Sind diese Bauernhäuser – wie das Schinkel schon für das alpine Ruralhaus allgemein suggeriert hatte⁴⁷ – Nachfahren jener antiken Primitivarchitektur, aus welcher der Tempel herausgewachsen ist? Wenn Semper das so sähe, müssten wir das Fachwerk- oder Riegelhaus im Kapitel über die antike Tektonik finden, im Vorfeld des Abschnittes über den toskanischen

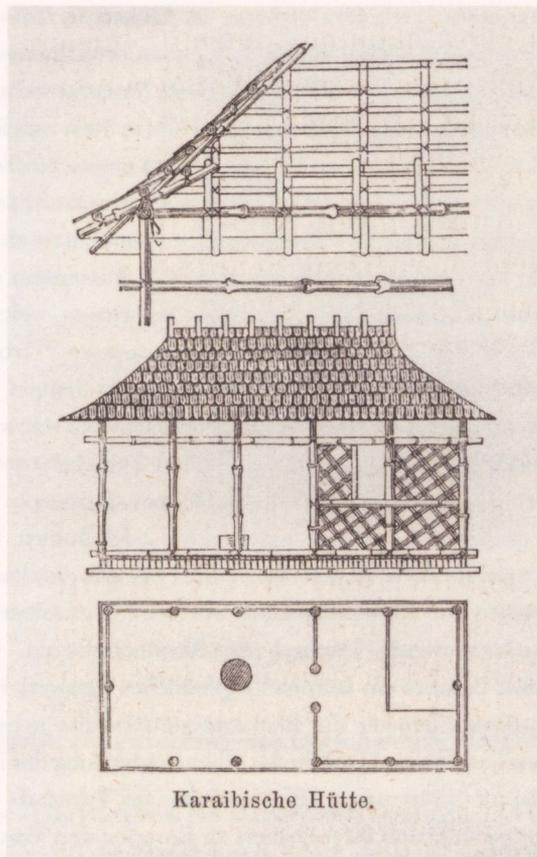
43 Ebd.

44 Ebd., S. 312.

45 Ebd., Anm. 2. Vgl. auch S. 313–314: Abgesehen vom Blockverband stünden auch die Berner Oberländer Holzhäuser in romanischer oder noch älterer Tradition. Graffenried und Stürlers These, dass sich in Nutzbauten der urtümliche Bautyp des Berner Oberländer Holzhauses erhalten habe, lehnt Semper explizit ab: «Das Vorkommen sehr roher und aus runden Stämmen aufgeführter sogenannter Staffeln oder Ställe darf nicht verleiten, in ihnen den ersten Ursprung dieses Stils zu suchen, der sicher schon ausser Landes in seinen Hauptstücken festgestellt war und wohl seit Tausenden von Jahren keine wesentlichen Abänderungen erlitt; damals wie heute wurden die Ställe roh konstruiert und die Wohnungen besser». Anders gesagt: autochthon an den Berner Oberländer Häusern ist bloss das Primitivste an ihnen – der Blockverband –, der Rest ist südlicher Import.

46 Ebd., S. 312: Semper spricht hier von den Holzkonstruktionen der westlichen Kantone der Schweiz, meint aber die der östlichen. Zitat: ebd., S. 307.

47 «Die Alpenhütte [...] ist ein classisches architectonisches Werk, wie ein altgriechischer Tempel, und gewiss war sie zu Perikles Zeit schon ganz ebenso gebaut. Die Dachwinkel geben dem Giebel vollkommen dasselbe Verhältnis des Frontons eines griechischen Tempels der besten Zeit». Brief Schinkels an seinen Schwager Wilhelm Berger, Hofgastein, 15. Juli 1836, zit. n. Börsch-Supan, Eva: Berliner Baukunst nach Schinkel, 1840–1870. München 1977, S. 126–127.



Tempel – jenen Mischbau, den Vitruv beschrieben hatte.⁴⁸ Tatsächlich taucht dort eine ethnografische Real-Urhütte auf – nur stammt sie leider weder aus Bayern, noch aus Tirol, der Steiermark oder der Ostschweiz, sondern aus Trinidad (**Abb.9**).⁴⁹ Was hat die Bambushütte karibischer Wilder dem altehrwürdigen Fachwerkhaus heimischer Bauern voraus, dass es die Rolle einer modellhaften Keimzelle europäischer Monumentalarchitektur spielen darf?

Zur Beantwortung dieser Frage ist Sempers Stellung zur Urhütten-Thematik kurz zu rekapitulieren.⁵⁰ Wie alle fortschrittlichen Generationsgenossen lehnte er die (neu-) vitruvianische Theorie dezidiert ab, wonach die «Laubhütte – das von Baumstämmen gestützte, mit Stroh oder Rohr bedeckte und mit Mattengeflecht umhegte Schutzdach» – das «materielle Vorbild» des Tempels gewesen sei.⁵¹ Darin war er sich mit seinem

9 «Karaische Hütte», S. 276
aus: Semper, Der Stil, Bd. 2, 1863.

48 Semper 1863 (wie Anm. 40), S. 276–279: Den toskanischen Tempel Vitruvs behandelt Semper im § 144 (Toskanisch-römische Holzarchitektur) zusammen mit der Vitruv'schen Basilica von Fano, die er als Zeugen dafür aufführt, dass «die Verbindung der Holzarchitektur mit dem Steinbau noch zur Kaiserzeit selbst für monumentale Zwecke Anwendung fand».

49 Ebd., S. 276.

50 Zum Folgenden v. a.: Hermann, Wolfgang: Gottfried Semper. Theoretischer Nachlass an der ETH Zürich. Katalog und Kommentare (Geschichte und Theorie der Architektur, Bd. 15). Basel/Boston/Stuttgart 1981, S. 53–60.

51 Ebd., S. 53–54.

Rivalen Karl Bötticher (1806–1889), dem Verfasser der *Tektonik der Hellenen*, einig.⁵² Während dieser aber die griechische Architektur als ein ideales, aus dem Steinbau erwachsenes struktiv-formales System auffasste, begriff Semper sie als Teil eines dynamisch-evolutiven Monumentalisierungsprozesses. Im Gegensatz zu Bötticher spielte dabei auch der Materialwechsel von Holz zu Stein eine Rolle, aber dieser war bloss Teil einer komplexen Interaktion von Gestaltungsprinzipien, die aus unterschiedlichen Materialien und Techniken erwachsen waren. Deshalb war für Semper das Urhütten-Argument nicht abzuschaffen, sondern zu revidieren.

Gegen Bötticher hielt er zunächst einmal, dass die «Laubhütte» als mystisch-poetische Vorstellung für die Ausformulierung des Tempels wichtig gewesen sei.⁵³ Ausserdem wollte er aber auch archäologische oder volkskundlich-aktuelle Beispiele für Bauweisen beibringen, welche die «Elemente der antiken Baukunst in [...] ursprünglicher Weise und unvermischt» aufwiesen.⁵⁴ Trotz ihrer antiken Herkunft eigneten sich die Fachwerkbauten des süddeutschen Hochlandes laut Semper nicht für diese Rolle. Sie gehörten nämlich zur falschen Holzkonstruktions-Familie: Das Fachwerk war wesentlich «möbelhaft» und deshalb unfähig, sich «zur Monumentalität» zu erheben.⁵⁵ Diese Fähigkeit traute Semper nur einer Holzbauweise zu – die er denn auch prompt als älteste deklarierte: dem «Reiswerk». Die Wand ist bei diesem zwischen senkrechte Stützen gespannt; besteht sie aus Brettern oder Bohlen, handelt es sich um einen Ständer-Bohlen-Bau. Als Beispiel für diese Konstruktion führt Semper die skandinavische Architektur an; sie sei, glaubt er, von Hochasien und China importiert worden.⁵⁶ Dort selber sei die Architektur auf dem Stand einer primitiven Ständerbauweise – Dachzelt über Rundholzstützen – steckengeblieben.⁵⁷ Lieber als solch erstarrte Gebilde hätte Semper ein keimhaft-jugendliches Reiswerk-Konstrukt präsentiert – eines auch, das alle vier konstitutiven Elemente der Baukunst aufwies, also nebst Dach-Zelt und Wand-Kleid auch einen Terrassen-Sockel und einen Herd. In der Kolonialabteilung der Londoner Weltausstellung von 1851 wurde er fündig: Die hier präsentierte «Indianerhütte aus Trinidad» wies alle genannten Eigenschaften auf.⁵⁸ Überdies hatte sie aufgrund ihrer Distanz zu Eurasien den Vorteil, nicht als reales Vorbild für den klassischen Monumentaltempel missverstanden werden zu können.

Anders als beim Fachwerkhaus sind bei der karibischen «Reiswerk»-Urhütte die Wände nicht von Streben durchwachsen, und schon gar nicht müssen sie – wie beim Blockbau – als Ganzes Stützdienst leisten: Diese Aufgabe wird an die Eckpfosten delegiert.⁵⁹ So ist der Weg bereitet für eine Baukunst, bei welcher das von struktiven Aufgaben befreite Stein-Kleid als Bühne für eine symbolische Selbstdarstellung der Architektur zur Verfügung steht.

52 Bötticher, Karl: *Die Tektonik der Hellenen*. 2 Bde. Potsdam 1852 (in Teilen publiziert ab 1844).

53 Semper 1863 (wie Anm. 40), S. 275. Die «heilige Laube» möge eine «späte, vielleicht erst von den Dramatikern der Blüthezeit Athens vollständig entwickelte [...] Schöpfung der Poesie sein», aber sie bleibe «auch als solche ein höchst wichtiges stilhistorisches Moment». Hermann 1981 (wie Anm. 50), S. 59, vermutet, Semper habe bei der «Laubhütte» an die von Vitruv bezeugte Hütte des Romulus auf dem Forum in Rom und an eine ähnliche auf dem Aeropag in Athen gedacht.

54 Semper 1863 (wie Anm. 40), S. 276.

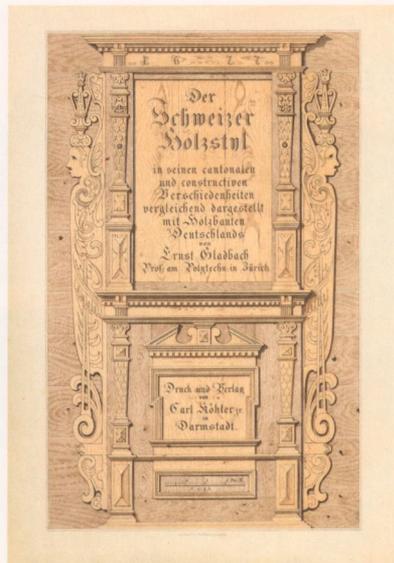
55 Ebd., S. 299. Semper stellt sich deshalb auch gegen jene, die in den «Holzwohnungen [...] des alten Rhätens [...], wie sie noch jetzt üblich sind [...] die Vorbilder des etruskischen Tempels erkennen wollen» und meinen, «die Etrusker hätten ihre Bauweise aus [...] den Gebirgen Rhätens mit nach Italien hinüber getragen». Mit Karl Otfried Müller glaube er, «dass der ländliche Baustil Süddeutschlands manche seiner Eigenthümlichkeiten wohl erst dem Einflusse späitalischer Kolonisation verdanke». Ebd., S. 277–278.

56 Ebd., S. 293–294.

57 Hermann 1981 (wie Anm. 50), S. 55 und 57.

58 Ebd., S. 57: Das Bild einer «Indianerhütte aus Trinidad» wollte Semper offenbar als Schlussvignette der geplanten *Vergleichenden Baulehre* benutzen.

59 Semper 1863 (wie Anm. 40), S. 276. Dass die karibische Bambushütte ein urtümlicher Ständer-Bohlen-Bau ist, wird deutlich, «wenn man das zwischen die Säulen gespannte Mattengeflecht für die Spundbretter setzt».



Schweizerischer Holzstil: Ehrenrettung des Ostschweizer Riegelhauses

10 Gladbach, Schweizer Holzstyl, 1868.

Als Semper den Abschnitt über «Das Fachwerk des südöstlichen Deutschlands» schrieb, konnte er – was schweizerische Beispiele betraf – auf die Forschungen seines Kollegen Gladbach zurückgreifen.⁶⁰ Wenig später publizierte dieser seine Studien unter dem Titel *Der Schweizer Holzstyl* (Abb. 10).⁶¹ Die Rede von einem «Holzstil» zeigt, wie sehr Gladbach von Sempers Theorie beeindruckt war.⁶² Wie stellte er sich zum Werk von Graffenried und Stürler?

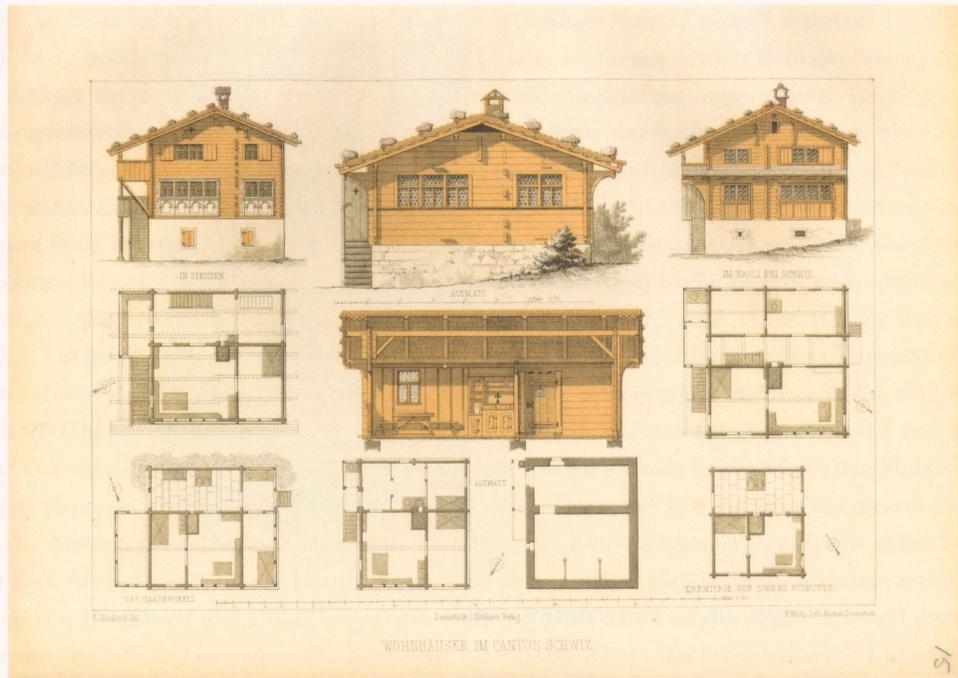
Wie seine Berner Kollegen war Gladbach überzeugt, dass die Schweiz für das architektonische Volkslied- und Trachtenwesen⁶³ einen besonders fruchtbaren Boden darstelle. Als charakteristisch für die schweizerische Ruralarchitektur erachtete er aber nicht die Vervollkommnung einer bestimmten Holzbauweise – des Blockbaus –, sondern den Umstand, dass sich «auf einem verhältnismässig geringen Raum alle drei Arten der Holzwände» – Block-, Ständer-Bohlen- und Riegelwand – entfaltet hätten, und zwar so «mustergültig wie nirgends sonst». Ausserdem hätten sich der Stein- und der Ständer- mit dem Blockbau verbunden, und schliesslich hätten Bauten ähnlicher Konstruktion und Grundrissdisposition «durch Verschiedenheit in der Dachbildung, in den Wandbildungen und Dekorationen oft einen ganz veränderten,

60 Ebd., S. 312. Er verdankt seinem Kollegen die Abbildungen 310 und 311 (Manneberger Mühle in Effretikon).

61 Gladbach 1868 (wie Anm. 9).

62 Auch die Vierzahl der «Monografien», mit denen Gladbach den Auftakt macht, stammt von Semper respektive von dessen Vorbild Georges Cuvier. Im Folgenden gehe ich nicht darauf ein, dass Gladbach in seinem Werk nicht nur die Konstruktionsweise, sondern auch die Grundrissdisposition und die Raumfunktionen behandelt. Gladbach meint, dass man das «bei allen [...] Verschiedenheiten [...] gleichartig Uebereinstimmende [...] in der Grundrissanlage des Wohnstocks» finden könne (Gladbach 1868, wie Anm. 9, S. 23). Möglicherweise ist auch diese Auffassung von Semper angeregt: Dieser war ja überzeugt, das Wohnhaus mit seinen Elementen sei die Keimzelle der Architektur.

63 Gladbach 1868 (wie Anm. 9), o. S. [Einleitung]. Den Vergleich des ruralen Holzbaus mit Volkslied und Volkstrachten macht Gladbach gleich am Beginn seines Werks.



11 «Wohnhäuser im Canton Schwyz», Taf. C.1.2, III.1, IV.1, V.1 aus: Gladbach, Schweizer Holzstyl, 1868.

die Mannigfaltigkeit steigernden Charakter» erhalten.⁶⁴ Auch Gladbachs Begriff vom baulichen Schweizertum hat aber, obwohl auf Variabilität und Diversität ausgerichtet, Grenzen: Holz müsse zwar nicht das ausschliessliche, aber doch das prägende Material sein. Romanisch-engadinische Bauernhäuser, bei denen sich in trutzigem Steinmantel ein Holzbau verbirgt, finden in seine Sammlung baulicher Volkspoesie gerade noch Eingang,⁶⁵ nicht aber reine Steinbauten wie die südschweizerischen oder jurassischen Bauernhäuser. Es manifestiert sich hier die alte deutsche Meinung, in den lateinischen Ländern lasse die höfische Hochkultur dem Gemüt- und Naturhaften keinen Raum.⁶⁶

Ob der Block- oder der Ständer- respektive Fachwerkbau ursprünglicher sei, mag Gladbach nicht entscheiden.⁶⁷ Dagegen ist er überzeugt, dass der Fachwerkbau in der Alten Schweiz gefehlt habe – es habe nur Block- und Ständer-Bohlen-Bauten gegeben.⁶⁸ Das Epizentrum für den ersten seien – wie die relativ primitiven Formen zeigten – die Urkantone (**Abb. 11**),⁶⁹ und vom zweiten – wie die ältere Bauweise

64 Ebd., S.23.

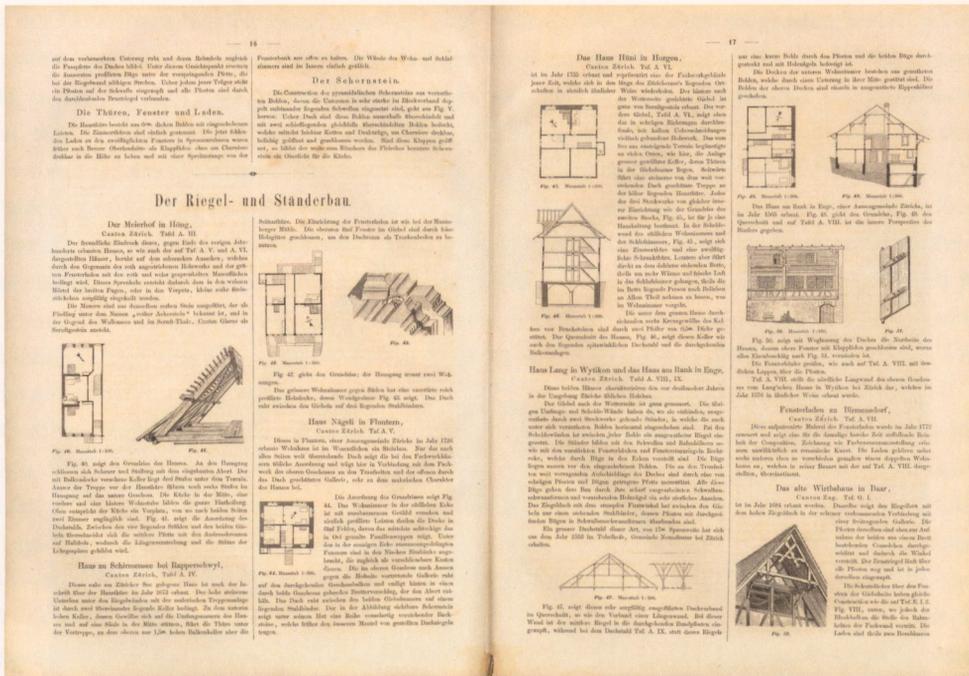
65 Ebd., S.29: In der «Vergleichenden Uebersicht schweizerischer und stammverwandter deutscher Holzbauten» behandelt Gladbach ganz am Schluss den «Wohnbau in der romanischen Schweiz, bei dem sich die Blockwand hinter der Mauer verbirgt».

66 Gladbach, Ernst Georg: Die Holzarchitektur der Schweiz. Zürich 1876, S.2: «Während meist in den nicht deutschen Gebieten der Schweiz der Steinbau, wesentlich beeinflusst von italienischer und französischer Bauweise vorherrscht, ist in der deutschen Schweiz der Holzbau entweder durchweg oder in Verbindung mit dem Steinbau angewendet.»

67 Gladbach 1868 (wie Anm.9), S.23.

68 Ebd., S.24: Im Kanton Zürich habe der «Ständerbau mit dem flachen, steinbelasteten Schindeldach und dem stehenden Dachstuhl noch im 16. Jahrhundert allein geherrscht».

69 Ebd., o.S. [Einleitung]: «In Uri und Schwyz scheint sich die älteste Weise mit noch spätmittelalterlichen Formen erhalten zu haben»; die Blockhäuser von Zürich, Zug und und St. Gallen zeigten «mit ihren hohen, steilen Schuppendächern» einen ganz anderen Charakter, «welchem sich der von Appenzell anschliesst».



mit durchgehenden Ständern zeige – die Kantone Zürich, Aargau und Thurgau, wobei sowohl hohe Stroh- und Ziegel- als auch flache Schindeldächer vorkämen.⁷⁰ Im Berner Oberland und im Kanton Zürich sei es nun zu markanten Veränderungen gekommen. Dort habe der heimische Blockbau im 17. und 18. Jahrhundert eine «reiche und feine Wandausbildung» erhalten,⁷¹ hier sei das ansässige Ständer-Bohlen-Haus durch «den Riegelbau der süddeutschen Flachlande allmählich [...] verdrängt» worden (Abb. 12). Im 17. Jahrhundert sei dieser bis an «die Grenze des Blockbaues der konservativen Urkantone» vorgestossen, wobei er eine landestypische Prägung erhalten habe.⁷² Der Ständerbau habe nur im Aargau und – in einer jüngeren Variante – in Luzern und Bern weitergelebt.⁷³

Welche Philosophie hinter Gladbachs historischer Erzählung steht, lässt sich aus argumentativen Nuancen und aus der Tatsache erschliessen, dass seine Abhandlung mit einem Zürcher Riegelhaus – der Manneberger Mühle bei Effretikon – beginnt (Abb. 13). Was Semper für die Architektur allgemein postuliert, wendet Gladbach auch auf das hölzerne Schweizerhaus an: Es hat für ihn nur eine Zukunft, wenn es das harte Material des Steins aufnimmt. In dieser Logik stellt das Berner Oberländer Blockhaus eine evolutive Sackgasse dar – gleichsam die letzte und üppige Blüte eines ruralarchitektonischen Ancien Régime. Das

12. «Der Riegel und Ständerbau», S. 16–17 aus: Gladbach, Schweizer Holzstil, 1868.

Riegel- und Ständerbauten aus dem Kanton Zürich. Zwei Beispiele für den im 16. Jh. noch üblichen Ständer-Bohlen-Bau (3. Spalte unten / 4. Spalte oben).

70 Ebd., S. 24–25. Hier spricht Gladbach unscharf von der Ostschweiz; in Gladbach 1876 (wie Anm. 66), S. 25–26, schreibt er präziser von den oben erwähnten Kantonen.

71 Gladbach 1868 (wie Anm. 9), S. 25. Gladbach bestätigt Graffenried und Stürlers Feststellung, dass der Ständerbau auch im Berner Oberland vorkomme (Graffenried/Stürler 1844 [wie Anm. 6], S. 7), und zwar in einer mit dem Riegelbau verwandten Weise.

72 Ebd., S. 24. Die Abweichungen vom süddeutsch-flachländischen Riegelbau – gemauerte Wetterseiten, grössere Dachausladung, Klebdächer usw. – hingen mit «klimatischen, traditionellen und dekorativen Rücksichten» zusammen.

73 Ebd., S. 24–25.



13 «Manneberger Mühle bei Effretikon», Taf. A.II.1 aus: Gladbach, Schweizer Holzstyl, 1868. Ein Riegelhaus im Kanton Zürich.

Zürcher Riegelhaus repräsentiert dagegen eine zukunftsorientierte Schweiz: In ihm hat sich der weltoffene Fachwerkbau des deutschen Flachlandes mit der archaischen Kraft des Urschweizer Blockbaus verbündet.

Diese Vision reflektiert nicht nur die persönliche Situation eines deutschen Immigranten, der sich mit seiner Wahlheimat identifiziert, sondern auch kulturpolitische, verkehrsmässige und technische Tendenzen des jungen Bundesstaates: den wirtschaftlich-verkehrsmässigen Aufstieg Zürichs und der Gotthardachse, die neue und bedeutende Rolle des Holzes in der Ingenieur- und Bautechnik sowie eine sich anbahnende Synthese von polytechnischer und universitärer respektive Beaux-Arts-Kultur.

Epilog

Gladbachs Hoffnung, die Architekten mögen beim Entwerfen vermehrt auf das bauliche «terroire» achten und das Holz da, wo es unentbehrlich bleibe, «stylistisch beleben», erfüllte sich – auf besonders spektakuläre Weise in der Hotel-, Ausstellungs- und Kleinvillenarchitektur des Fin de Siècle. Kurz darauf fiel das architektonische Trachtenwesen aber in tiefste Ungnade, bei Heimatstil- ebenso wie bei Reform-Architekten, bei Neuklassizisten gleichermaßen wie bei Avantgardisten. Die Architekten gaben die Bauernhausforschung an die Volkskundler ab. Wenn sie Holz verwendeten, gingen sie demonstrativ auf Distanz zu mimikrihafter Folklore, das Chalet suisse wurde zum Inbegriff von architektonischem Kitsch.

In der Ferienhaus-Konfektionsarchitektur aber lebte es fort. Mit dem steigenden Bedarf an alpinen Zweitwohnungen hat es in den letzten zwanzig Jahren sogar einen Boom erlebt. In diesem Zusammenhang ist es zum Symbol eines Pastoraltraums geworden, der mit seinem Verschleiss von Landressourcen zerstört, was er zu lieben vorgibt. Der Kampf gegen Zweitwohnungen und gegen die Chalet-Folklore ist Teil des Kampfes der Mittelland-Bandstadt um einen alpinen Landschaftsgarten. Er wird mit Zuckerbrot und Peitsche geführt. Die Peitsche besteht in der Machtvermehrung der Landesplanung. Ob die Zersiedelung damit gebremst wird, ist angesichts der bescheidenen Erfolgsbilanz der Institution fraglich. Ausichtsreicher dürfte das Zuckerbrot sein: die Unterstützung von regional initiierten Natur- und Kultur-Parks – und das Vorgehen mit dem guten Beispiel. Es bestünde darin, dass die Städte für ihre Kerne, die oft «naturhaltiger» als die «grüne Wiese» sind, Sorge tragen, statt sie unter dem Vorwand der «Verdichtung» zu zerstören.

Ob Aufzwingen oder Aushandeln, ob Stadt oder Land – in jedem Fall wird man mit grossen Mengen an Trivialarchitektur leben müssen. Architektur wird weniger in der genialischen Neuschöpfung als im Umfunktionieren von Bestehendem, in baulichen «Ready-Mades» bestehen. Kunsttopografie und Denkmalpflege sollten sich deshalb um einen unvoreingenommenen Zugang zur B-Architektur bemühen. Das gilt auch für scheinbar so hoffnungslose Fälle wie das Folk-Chalet. Man erinnere sich: Auch der historische Blockrand-Mietbau wurde von den Anhängern einer vertikalen und verkehrsgerechten Stadt einst als städtebaulich-architektonisches Monster denunziert. Heute ist er zum Inbegriff des Urbanen geworden.